

Die Mutter denkt:

Autor(en): **Vögtlin, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575817>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Entwurf zu einer Trauerkarte. Nach Federzeichnung von Alfred Marzter, Zürich-München.

brauch eines solch stimmungsweckenden Instrumentes, das man in der Feierlichkeit des Abends, hoch in den Bergen, auf talferner Alm gehört

haben muß, um den eigentümlichen Zauber seiner schlichten Weisen zu empfinden, unangenehm, da einem so recht deutlich wird, wie aus Natur und Volksgebrauch, aus Poesie und Schönheit nur ein Automat gemacht wird, der gegen Einwurf das gibt, was er verheißt und birgt. Gerade in der reinen

Schönheit des Gebirges ekelt einen diese Mammonsucht an. Lieber gebe ich einem stummen Bettler ein Geldstück als Althornbläsern, die oftmals noch lange nicht die Vermissten sind.

Ich hatte mich so wohl und frei gefühlt auf meiner welt- und menschenfernen Wanderung, daß mich das Leben auf dieser Straße, diese zusammengewürfelten Fremden, die da aus Grindelwald dem Gletscher zuzogen und -führten, ordentlich beengten. Ich hatte keinen Geschmack mehr daran. Meine Seele hatte sich zur Reinheit und Wahrheit der Natur gefunden, und nun wandte sie sich scheu und verbittert ab von den städtischen und gesellschaftlichen Firlefanzereien und Albernheiten, womit die Menschen sich behangen, die sie empfindungs- und verständnislos genug sind, mit sich sogar in die Großartigkeit der Gebirgswelt zu schleppen, wo man doch allen kulturellen

Klimbin, alle menschlichen Kleinheiten und Nichtigkeiten und alle Kleinern äußern und innern Anhängel doppelt weh, beschämend und lächerlich empfindet. Ich war eben in diese Betrachtungen versunken, als eine von Damen und Herren besetzte Droschke vorüberfuhr. Ein Herr staute gestikulierend eine verworrene Schilderung der Gegend, während er mit der andern Hand ein zugeschnittenes Papier anhaltend über die Nase hielt, damit ja kein vorwitziger Sonnenstrahl unter den Panama auf den hochedeln Gesichtsvorsprung schlüpfe und diesen etwas rot behauche — das wäre doch furchtbar, man denke!

Neue, zerstreute Häuser Grindelwalds traten mir weit talauf entgegen. Von mächtigen Bergen umstanden, in üppigen Wiesen und im Grün der Laub- und Obstbäume liegt der schöne, fremdenübertannte Kurort.

Die elektrische Klingel rasselte durch das Hotel und rief eben zum Mittagessen, als ich schmutzig und bestaubt die tepochbelegte Treppe hinauf in mein Zimmer geführt wurde. So gut es gehen wollte, machte ich rasch etwas Toilette. Abgesehen von meinem gebräunten Gesicht, dessen Haut sich schälte, sah ich wieder einigermaßen zivilisiert aus, als ich den großen Saal betrat und über den ungewohnten Parkettboden zu meinem Plaz ging, der mir gegenüber einem alten und neben einem jungen Herrn als letzter in der langen Reihe angewiesen wurde. Ich hatte Muße genug, mir während des vielgängigen Essens die Gästeghar zu mustern, zumal, da mein Gegenüber hartnäckig seiner Rinnladenarbeit sich widmete und der Jüngling zu meiner Linken mich nur ab und zu schüchtern anzuschauen, aber nicht anzusprechen wagte. Ein paar mal schien es zwar, als wolle er einen Anlauf nehmen; doch jedesmal schluckte er mit einem saftigen Bissen die Worte wieder hinunter. Ich meinerseits fühlte nicht im geringsten das Bedürfnis eines Redensartenaustausches, sondern war gerade recht befriedigt, die Anwesenden zu mustern und zu kritisieren. Zu meiner Zufriedenheit erschaute ich manch jung und hübsch Mädchengesicht, und sofort spannen sich goldene Sonnenspäßen über all die blonden, schwarzen, grauen, weißen und kahlen Scheitel der Tischgesellschaft hin und woben sich in mein Herz zu heller Freude und Lebenslust. Aber noch jemanden sah ich, das war der Charakterkopf meines alten Bekannten W., fgl. Opernsänger aus Dresden. Na, wo der ist, da ist auch seine Frau nicht weit! Denn er ohne sie wäre nicht er! Und richtig erspähte ich ihr von einer mächtigen Fülle des schönsten blonden Haares überschattetes, feines Profil in meiner Reihe, als einige Gäste befriedigt und müd von der Essensarbeit sich behaglich zurücklehnten. Er sah mich nicht. Er schaute überhaupt nirgends hin, weder zu seinem Nachbar zur Linken, noch zu der holden Dame zur Rechten, sondern entweder auf seinen Teller oder auf seine junge schöne Frau gegenüber. Ich verstand das.

(Schluß folgt).

Die Mutter denkt:

Jeden Abend, wenn wir Lichter löschen,
Ruft's aus meines Jüngsten naher Kammer:
„Mutter, komm, ich kann nicht schlafen, Mutter!“
Geh' ich dann, zieht er mit beiden Händen
Meinen Kopf zu sich ins Kissen nieder,
Preßt die warme Wange an die meine,
Herzt mich still und ohne süße Worte.
Dennoch weiß ich, was er sagen möchte:
„Mutter, gelt, ich bin ein wilder Knabe,
Und ich tu' dir manchmal weh tagsüber?
Weiß es wohl, doch kann ich es nicht ändern.
Trotzdem lieb' ich, Mutter, dich unendlich!“
Alsdann drückt er innig seinen Blondkopf
Gegen meine früh ergrauten Schläfen,
Und sein Atem geht in sanften Zügen.

Nur ein Weilschen, und er murmelt schon im Schummer:
„Gelt, die Nacht währt kurze Zeit nur, Mutter?“
Alsdann schandert kühl mein Herz zusammen,
Und der schmerzliche Gedanke löst sich:
Ach, er ahnt die lange Nacht der Trennung,
Der kein fröhliches Erwachen nachfolgt
Und kein Wiederfinden in dem Licht des Tages!
Heute dacht' ich — soll ich's nicht bekennen? —
Möcht' ich, lieber Knabe, nur so lange
Noch dein Wachstum doch behüten können,
Bis die treue Liebe einer andern
Nächtlich dir dein wildes Herz zur Ruh' bringt;
Denn der Schlaf ist eine süße Gabe,
Und es ruht sich wohl im Arm der Liebe!

E. Vöglin, Zürich.



Die drei Häuser am Kreuzweg.
Nach dem Gemälde von Alfred Marner, Zürich-München.

